

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1932

43 (20.2.1932) Die Mußestunde



Alle an dieser Stelle besprochenen und angekündigten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlagsbuchhandlung, Waldstr. 23, bezogen werden

Die Geschichtslehre von Karl Marx" von Berner Gelder, S. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart. — Im Anschluß an verschiedene neuartige Ergebnisse der Marxforschung, besonders an die soeben herausgekommene Marx'sche Jugendchrift „Die neue Ideologie“, hat Berner Gelder in oben genanntem Werk eine Untersuchung der Geschichtslehre von Karl Marx vorgenommen, die vor allem das Verhältnis von Persönlichkeit und Geschichtsentwicklung zum Gegenstand hat. ...

Margot Starte: Junge Menschen heute. G. V. Tal & Co. Verlag, Wien. — Der Held dieses Buches ist die in ständiger Raue und Sturmtrübsal gepaltene Jugend unserer politischen Gegenwart, ihr von Schlagworten geleitetes Gedankenleben, ihr brennender Tatendrang, der sich in stürmischen Erregten Luft macht. ...

Die Eintommener. Was jeder davon wissen muß. Zweite erweiterte und ergänzte Auflage. Von Oberstleutnant Dr. W. Zingis, Verlag W. B. Stollfuß, Bonn, Preis 1,25 M. (W.-Z.-No. 76183, Köln.) Bei vielen Steuerpflichtigen bestehen immer noch häufig Unklarheiten über die Eintommener, sowie über die zulässigen und unzulässigen Abzüge. ...

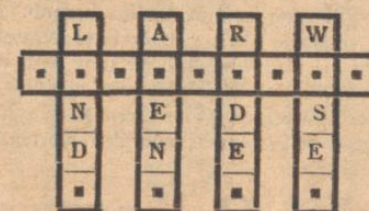
Le Traducteur, französisch-deutsches Sprachlehr- und Unterhaltungsblatt. Allen, die bereits Vorkenntnisse in der französischen Sprache besitzen, ihr Wissen aber auf unterhaltende und zugleich bildende Weise vervollkommen wollen, wird die Zeitschrift von großem Nutzen sein. ...

Gigante Welt. Vielfältig wie immer präsentiert sich das soeben herauskommende neueste Heft der „Gigante Welt“. An Anbetracht dessen, daß man in diesen schweren Zeiten jetzt mehr als je die häusliche Geselligkeit in kleinstem Kreise pflegt, ist diesem Heft ein besonderer Artikel gewidmet. ...

Das Februar-Heft der Zeitschrift „Die Wäckerlde“ macht die größte Aufmerksamkeit zum ersten Male mit einem Künstler bekannt, der es verdient, an die Seite eines Franz Mafereet gesetzt zu werden. Professor Karl Höfling, von dem die Wäckerlde ein großes Holzschmittwerk „Mein Borturteil gegen diese Zeit“ in Vorbereitung hat, ist in der vorliegenden Zeitschrift mit drei Arbeiten vertreten. ...

Räselecke

Gitter-Räsel



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu ersetzen, daß jede der vier senkrechten Felderzeilen ein Wort ergibt und die waagerechte Punktezeile eine jetzt oft zu beobachtende Erscheinung nennt.

Scherz-Räsel

Die Kinder haben's, die Greise auch / Doch nicht die Mädchen und Knaben / Wohl werden's die Geschwister auch / Doch niemals die Eltern haben!

Räselauflösungen

Vererbild. Auflösung: Man stelle das Bild auf den Kopf. In dem breiten Hohlraum der Säule entdeckt man die Gestalt eines Loustices.

Verwandlungsräsel: Goldspange, Sell, Schaf, Trommelfeuer. Richtige Lösungen fanden ein: Friedr. Hörnel jr., Wilhelm Heuser, Jul. Grimmer, Karlsruhe; Frau Anna Kropp, Karlsruhe-Näthburg.

Witz und Humor

Kindergeschichten

Der Beruf. Ein Lehrer füllt die Fragebogen für seine Schüler aus.

„Warum hast du bei ‚Soziale Stellung des Vaters‘ einen Strich gemacht?“

„Ich weiß nicht, was ich schreiben soll ...“

„Aber du hast doch einen Vater?“

„Ja ... schon! ...“

„Aber dann muß er doch auch eine soziale Stellung haben? ...“

„Nein ...“

„Wo ist er denn beschäftigt?“

„Beim Zirkus.“

„Na also!“

„Aber ...“

„Nu, als was?“

„Als Dame mit Vollbart und Bassstimme!“

Zwillinge. Auf einem Spaziergang mit der vierjährigen Elli traf Mama eine bekannte Dame, die einen Kinderwagen mit ihren hauptlings und fühlings nebeneinander liegenden Zwillingen vor sich herschob. ...

Der neue Bruder. Ursel ist zu Besuch bei ihrer Großmutter. In der Zwischenzeit erblickt bei ihr zu Hause ein Bräutigam das Licht der Welt. Ursel wird von diesem freudigen Ereignis in Kenntnis gesetzt, und alle sind gespannt, was sie zu dieser Neuigkeit sagen wird. ...

In der Schule. Lehrer: „Mar, was weißt du von Goethe?“ Mar: „Goethe hat eine große Fabrik.“ Lehrer: „Eine Fabrik?“ Mar: „Na ja, Herr Lehrer, es heißt doch immer: Goethes Werke.“

Der Denkmaler. Ein kleiner Junge steigt auf einen Stein, stellt sich in Postur und ruft seinem Schwefterchen zu: „Sieh mal, Anneliese, jetzt bin ich ein Denkmaler!“

Das Schwein. Klein Nischen läuft wieder einmal zur Tante, die in der Nähe wohnt. Sie erzählt: „Weißt du, Tante, heute haben wir ein Schwein geschlachtet, das war aber dick!“ — sie legt die Händchen, noch ganz begeistert, ineinander — „du glaubst gar nicht, wie dick es war, so dick wie — wie — beinahe wie du!“

Schriftleiter: Hermann Winter, Karlsruhe I. B., Waldstraße 28.



Karlsruhe, 20. Februar 1932

52. Jahrgang

8. Woche

Die Mußestunde

Unterhaltungsbeilage des Volksfreund

2. Sonett der Louize Labé

(um 1550 Lyon). Aus dem Franzöj. nachgedichtet von W. Frey

D Augen, braun und schön, o feiner Blick / D glühender Strom gehemmt aus meinen Tränen / D schwarze Nächte voll sinnlosen Sehnen / D Tage, strahlend hell doch ohne Glück.

D ewige Klage, Wunsch, der niemals weicht / Verlorene Zeit, o Pein, in die ich mich verschwendet / D tausendfacher Tod, der nie mein Sein beendet / D Sehnsuchtsqual, die stets mich neu beschleicht.

D Lächeln, Stürne, Haß, Arme und Händspiel / süßeste Laute, Geige, Melodie / An euch entbrannt ich. Der Flamme sind zwiel.

Die aber, die verzeht ich's nie / Daß du den Brand entfachst, der mich verzeht / Und selber heiß bleibst und ganz unversehrt.

Thomas Morus

Von Albert Hausenlein, München

„Ein der edelsten und angesehensten Gestalten der englischen Geschichte“ nennt Paul Friedmann den gelehrtesten und zugleich auch rechtschaffensten Mann aus Heinrich VIII. Zeit, nämlich den Großkanzler Thomas Morus, der sein verantwortungsreiches hohes Amt von 1529 bis 1932 bekleidete, um drei Jahre später eines unwürdigen Todes zu sterben. Er ist aber auch der Verfasser des Staatsromans von der „Insel Utopia“, jenem „Nirgendwo“, welches wohl nur ein ideales Phantasiegebilde des Kanzlers darstellt, worin er seine freihheitlichen Ideen völlig die Jügel schießen läßt. Dessen ungeachtet ward dieser feinsinnige Staatsmann, diese merkwürdige, problematische Persönlichkeit, einerseits am 29. Dezember 1886 von der katholischen Kirche selig gesprochen, und er hat zweifellos alle Ausichten, dereinst als Märtyrer sogar in den „Acta Sanctorum“ aufgeführt zu werden, während er andererseits wiederum von berufener Seite wegen gewisser Äußerungen in seiner Schrift als ein Vorgänger des französischen Sozialisten Proudhon hingestellt wird. Dieses Beispiel einer solch entgegengesetzten Beurteilung eines Menschen, den die Kirche und die Sozialdemokratie für sich beanspruchen, dürfte in der ganzen Weltgeschichte seinesgleichen suchen, weshalb es uns wohl lohnend erscheint, auf die Lebensverhältnisse und das jammervolle Ende dieses rätselhaften Mannes etwas näher einzugehen.

Am 7. Februar 1478 unter König Eduard IV. als Sohn eines hohen, streng katholischen Gerichtsbeamten zu London geboren, wuchs Thomas Morus unter des Vaters Aufsicht zu einem stark asketisch veranlagten, freisinnig erzogenen („liberally educated“) Jüngling heran. Mit seiner tiefen innerlichen Frömmigkeit, die freilich von manchem seiner Biographen schlechweg als Frömmerei („bigotry“) abgeduldet ward, verband er zugleich ausgezeichnete und gediegene Kenntnisse auf allen Gebieten der Wissenschaft.

Besonders der Jurisprudenz widmete er sich mit wahrem Feuer. Er war durchdrungen vom Geiste der klassischen Bildung, gefeiert wegen seines schlagfertigen Wises und seiner gewaltigen Gelehrsamkeit. Morus, einer der gebildetsten und hervorragendsten Geister aller Zeiten, besaß eine gründliche Kenntnis der alten Sprachen und zeigte sich ebenso bedeutend als Politiker wie als Jurist. Auch trug er viel zur Kultur der englischen Sprache bei. Bei der Thronbesteigung des grausamen und tyrannischen Königs Heinrich VIII. im Jahre 1509 galt er in London bereits als einer der trefflichsten Sachwalter und bekleidete auch das Amt eines Untersekretärs. Mustergütig war sein Handeln in allen seinen Privatangelegenheiten, vorbildlich nach jeder Richtung hin sein Verhalten als Gatte und treubeforgter Familienvater. Sein fehnichtiges Verlangen ging indessen dahin, eines schönen Tages Ordensgeistlicher zu werden. Sein Beichtvater jedoch soll den durch schwere Seelenkämpfe zerrütteten jungen Morus davon überzeugt haben, daß er keineswegs für den Priesterstand taugte, daß sein Feld vielmehr die ansichtsreichere Diplomatenlaufbahn sei, was bei den großartigen Talentgaben des späteren Kanzlers nicht weiter wundernehmen kann.

Der Kardinal Wolsey führte ihn bei dem jungen König ein, der ihn lieb gewann, ihn zum Mitglied des Geheimen Rats ernannte und ihm mehrere diplomatische Geschäfte in Frankreich und den Niederlanden anvertraute. Das Jahr 1514 sollte in Morus Leben einen Wendepunkt bilden. Ungeachtet der Gunst seines königlichen Herrn bewahrte Morus Zurückhaltung und täuschte sich nicht über die Willkür und Veränderlichkeit in der Gemüthung Heinrichs VIII. Dieser betrieb nämlich um diese Zeit energig die Scheidung von seiner ersten Gemahlin, der Katharina von Aragonien, der ehemaligen Witwe seines Bruders Artur. Damals also wandte sich Heinrich an seine Räte und drang in sie, sie möchten doch Mittel und Wege finden, um seine unglückliche Ehe mit der Spanierin für null und nichtig erklären zu können. Unter denjenigen nun, die der Herrscher mit seinem zweifelhaften Vertrauen beehrte, befand sich auch Thomas Morus, der indessen, vom König früher schon verschiedentlich mit deutlichen Gunstbeweisen ausgezeichnet, auf des Monarchen direkte Frage, was er von den religiösen Bedenken gegen seine Ehe halte, beharrlich ausweichend zu antworten wußte. Infolge der verwickelten politischen Lage schob sich auch die päpstliche Entscheidung in der schwebenden Angelegenheit des Königs in die Länge, und die gerade damals (1523) erwachende leidenschaftliche Neigung Heinrichs zu Anna Bolenn, der schönen Hofdame seiner Katharina, verschärfte die Sache noch mehr. Schließlich aber beauftragte der königliche Wüstling seinen Lordkanzler, den Kardinal Thomas Wolsey, der auf die Politik seines Herrn von großem Einfluß war, beim Papst Heinrichs Scheidung von Katharina durchzusetzen. Allein Wolsey hatte, wie zu erwarten stand, wenig Glück mit seinem heiklen Auftrage, ward infolgedessen 1529 seines Kanzleramtes für verlustig erklärt und wegen Hochverrats verhaftet. Heinrich aber war jetzt fest entschlossen, fürdenich auch ohne des Papstes Vermittlung ans Ziel zu kommen.

Nun wurde die Kanzlerwürde oder, wie man damals sagte, das Amt des „Lord Keeper“, dem zwar weniger draufgängerischen, dafür aber in der Politik erfahreneren Thomas Morus übertragen, nachdem dieser 1529 die Friedensverhandlungen zu Cambrai mit großem Geschick geleitet hatte. Sein literarischer Ruhm, Redlichkeit und Großzügigkeit seiner Ansichten sollten helles Licht in dem neu gebildeten Kabinett verbreiten. Er also erhielt die Staatsiegel ausgethandigt. Mit großer Geschäftkenntnis verwaltete er sein hohes Amt; Gerechtigkeitsliebe und Uneigennützigkeit bestimmten seine Handlungen in allen Dingen. Nur gegen die Anhänger der Reformation bewies er als eifriger Katholik eine unerbittliche und unbeugsame Strenge.

Als Heinrich VIII., um seine Ehecheidung mit Erfolg durchzusetzen, mit dem heiligen Stuhl völlig brach, suchte er vergebens die Mitwirkung seines Kanzlers zu gewinnen. Ihn suchte der weberstolze Herrscher mit allen Mitteln seinen Zwecken willfährig zu machen. Aber es glückte ihm ebensowenig, den ehrenhaften Kanzler, der die Sache wie das ganze Verfahren gegen Recht und Gewissen hielt, der zudem beim Volk alles galt, für seine beabsichtigte Ehecheidung zu gewinnen, als es ihm gelang, von Papst Clemens VIII. eine Ungültigkeitserklärung seiner Ehe mit Katharina durchzusetzen. Morus war jedoch fest entschlossen, seine bisher bewahrte Haltung in dieser Frage nicht zu ändern, ja, noch im Frühjahr 1531 war er andererseits stark genug, den wohlgezielten Schlag des Königs und Thomas Cromwells gegen die Unabhängigkeit des englischen Klerus abzuwehren. Da nämlich schon seit einiger Zeit in England schwere Verstimmung wegen der Einnischung der päpstlichen Autorität in die inneren Angelegenheiten des Landes herrschten, ließ sich Heinrich VIII., ohne sich weiter um den Papst zu kümmern, zugleich die Empörung des Volkes gegen Rom ausnützend, durch einen englischen Gerichtshof kurzerhand scheidet. Thomas Morus aber, der wohl einsehen mochte, daß es ein Ding der Unmöglichkeit sei, wider den Strom zu schwimmen, reichte sein Entlassungsgesuch ein, das am 10. Mai 1532 auch genehmigt ward. In freiwilliger Kennt 301 er sich hierauf mit seiner Familie nach Chelsea, einen Londone

Stadtteil auf dem linken Thierseer, zurück. Der dem Herrscher
kämpfte Mann verstand damit vom Königssohn. Zum beschien
miste Heinrich sieberhaft seine Vermählung mit Anna Boleyn, die
übriges guter Hoffnung war, und am 1. Juni 1533 fand die
feierliche Hochzeit statt.

Waren schon die sieben geschilderten Ereignisse dem wackeren
Morus im allerhöchsten Maße unangenehm gewesen, da er sich durch
sein manhaftes Verhalten gegen die unüberlegten Maßnahmen
seines königlichen Gebieters bereits verdächtig gemacht hatte, so sind
die Gründe seines tragischen Untergangs zum größten Teil ander-
weitig zu suchen, zu welchem Zweck wir auf die englische Religions-
geschichte unter Heinrich VIII. einen kurzen Blick werfen müssen.

Zu Anfang seiner Regierung nämlich war der König ein ausge-
sprochener Gegner der Reformation und erhielt sogar für seine
Schrist gegen Luther („Adversus septem sacramentorum“) vom
Papst den Titel „Defensor fidei“, d. h. „Verteidiger des Glaubens“.
Von Luther freilich ward er mit etwas anderslautenden Titeln be-
ehrt. Auch gegen die Willkürten war er mit Feuer und Schwert
vorgegangen. Aus Anlaß seines im vorhergehenden geschilderten
Geschehens aber sagte sich Heinrich VIII. endgültig von Rom los, er-
klärte sich zum Oberhaupt der englischen Kirche und verlangte von
den englischen Geistlichen den sog. „Suprematseid“, durch welchen
diese in allen geistlichen Dingen dem König gegenüber zum Gehor-
sam verpflichtet waren.

Einer Nahe als Privatmann indessen sollte sich Thomas Morus
nicht allzulange erfreuen. Auf Anstiften des abtrünnigen Erzbischofs
Thomas Cranmer, der sich seinerzeit vom König die geistliche Ge-
richtsbarkeit in Ehejachen hatte übertragen lassen und als will-
fähiges Werkzeug des Monarchen dessen Ehe auch wirklich geschie-
den hatte, ward Morus, der schon seit seiner Verzichtleistung auf
die Kanzlerwürde insgeheim scharf beachtet und überwacht wurde,
während seines gewohnten Morgen Spaziergangs in seinem Garten
zu Chelsea verhaftet (1534), nach Lambeth-House weggeführt und
dort sofort durch seine geschworenen Feinde, wie Cranmer, Thomas
Cromwell usw., einem scharfen Verhör unterzogen. Beim Verlassen
des Rahnes, der ihn nach Lambeth-House brachte, hatte Morus,
wohl in Voraussicht seines düsteren Schicksals, heiteren Gemüts
ausgerufen: „Ich danke dem Herrn, weil mein Kampf gewonnen
ist!“ Man fragte ihn nun, ob er die Rechtmäßigkeit der Scheidung
und Heinrichs Ehe mit Anna Boleyn anerkenne. Er weigerte sich
auch jetzt und ward am 16. April 1534, zusammen mit dem Bischof
Fisher, nach dem Tower abgeführt. Von dem verlangten Supre-
matseid schweig man vorläufig noch, da man wohl wußte, daß der
edle, aufrechte Charakter dieses Mannes denselben wie früher, so
auch nunmehr ablehnen werde.

Im Kerker genoß er, ebenso wie sein derselben „Verbrechen“ an-
geklagter Lebensgefährte John Fisher, Bischof von Rochester, aller-
lei Vergnügungen. Sie durften sich Bücher und Schreibmaterialien
beschaffen, den Besuch ihrer Freunde empfangen und sich im
inneren Garten des Gefängnisses ergehen. Da wurden sie eines Tages
widerum vor ihre Richter befohlen und befragt, wer von ihnen
zum Tower gegangen wäre, in der Absicht, den Suprematseid zu
leisten und das neue Gesetz, welches die Thronfolge von Annas
Kindern festlegte und eine Klausel enthielt, nach welcher verfügt
ward, daß jeder erwachsene Untertan schwören müßte, dieses Gesetz
zu beobachten, anzuerkennen. Da beide den Wunsch aussprachen,
von der Leistung dieses Eides befreit zu sein, machte man ihnen so-
fort den Prozeß als Hochverräter, und das Gericht fällt in bezug
auf Thomas Morus am 1. Juli 1535 zu Westminster Hall einen
Wahrspruch, der die ganze unmenschliche Rohheit dieser Zeit getreu-
lich widerpiegelt, in welcher der bedauernswerte Verurteilte lebte.
Das Urteil lautet, „daß Morus durch Hilfe des Scheriffs oder
Stadtrichters William Bingslons zurück nach dem Tower von Lon-
don gebracht und von dort auf einem geflochtenen Korb nach Ty-
burn (bis 1783 der Richtplatz von London, im Norden des Hyde-
parks, jetzt Stadtteil. Der Verf.) geschleift, daselbst gehangen wer-
den, bis er halb tot sei, alsdann lebendig wieder abgehängt, seine
heimlichen Glieder abgehängt, sein Leib aufgerissen, seine Eingeweide
verbrannt und seine vier Viertel auf alle vier Tore der
Stadt, sein Haupt aber auf die Londoner Brücke gesteckt werden
soll.“ Doch schämt sich der königliche Richter schließlich selbst, ein
solch ungeheuerliches, scheußliches Urteil an demjenigen Manne voll-
strecken zu lassen, den er einst mit Beweisen seiner königlichen Günst
überschüttet hatte. Und so ward dem Morus, 57-jährig, am 8. Juli
1535 einfach enthauptet, bis zum letzten Atemzuge „seinen unge-
trübten Humor, seine Artigkeit und Härlichkeit an den Tag legend,
seine fleckenlose Ehrenhaftigkeit hochhaltend“, wie ein Biograph der
Anna Boleyn berichtet. Als Beispiel seines unverwundlichen Humors,
der ihn selbst angesichts des Todes nicht verließ, sei nur die Anekdote
angeführt, die uns die Französin Blage de Bury erzählt, wonach
er sich am Tag vor seinem letzten Gang sorgfältig den Bart abge-
schneitten habe mit den Worten: „Er hat nichts verraten, er soll
auch nicht hingerichtet werden!“ Mit großer Fassung in echt christ-
licher Ergebung erlitt Morus denn auch im düsteren Tower den
Todesstreich von des Henkers Hand. Er starb als ein Opfer könig-
licher Willkür und persönlicher Mache.

Eine getreue Charakteristik von ihm gibt sein Vertrauter Freund
Erasmus von Rotterdam in den Briefen an Hutten, und sein Bild-
nis hat Hans Holbein der Jüngere, den er in Dienst nahm, mehr-
mals gemalt. Sein letzter männlicher Nachkomme war der 1795
gestorbene Thomas More; seine Familie erlosch gänzlich 1815 in
der Person der Lady Ellenborough. Ein Urrentel gleichen Namens
gab des großen Vorfahren Lebensbeschreibung (London 1726)
heraus.

Hündischer Verrat

Von Charles W. Weldon

Begeht nicht der Mensch, der von hündischem Verrat spricht,
wenn er tüchtigen Menschenverrat meint, selbst Verrat an jenem
Geschlecht, das er sich seit Jahrhunderten in Treue verbunden wähnt,
dem der Hunde? Oder hat die Sprache im tiefsten Grunde irgend
wie Rechts?

Vielleicht kann der folgende Bericht helfen, Antwort zu finden.
Verloren in der Unendlichkeit des Indischen Ozeans, in sandiger
Gleichheit fengender Sonnenglut und peitschenden Stürmen schlug
preisgegeben, liegt eine kleine, hufeisenförmige Insel, die nur auf
Karten größeren Maßstabes als Juan de Nova eingezeichnet ist.
Kaum jemals legt an dieser Küste ein Schiff an, denn hier gibt es
keine Bevölkerung, mit der man Handel treiben könnte, keine Boden-
schätze, um derenwillen eine Landung lohnte. Juan de Nova ist
die Insel der Hunde. Jahrhundertlang hindurch war sie völlig unbes-
wohnt. Piraten aller fersahrenden Nationen füllten hier ihre Was-
serbehälter und versorgten sich mit Kokosnüssen und Schilbroteten.
Dann weilten sie sich, die unheimliche Insel wieder zu verlassen.
Nur auf Hunde übte die Insel eine geheimnisvolle Anziehungskraft
aus. Hunde aller Rassen, aus Europa, China, Ostindien entliehen
sich nicht die Vertreter der edelsten Rassen des Hundegeslechtes, die auf
Piraten Schiffen die Meere durchkreuzten. In wahlloser Vermischung
vermehrten sie sich hier, und ein Bastardgeschlecht wuchs heran, das
nichts von der Stimme und der Bittierung des Menschen wußte.
Wie Wölfe in Rudeln jagend, ein mächtiges Heer von Hunden, die
wenig mit der überkommenen menschlichen Vorstellung vom Hunde-
geschlecht zu schaffen hatten.

Festgerammt in den Korallenriffen von Juan de Nova fault das
Wrad des Schoners „Totenham“.

Von Tulear auf Madagaskar stach eines Morgens der alte Ka-
pitän Collin, abgetakelt wie die stolzen Dreimaster, deren Gebieter
er einst gewesen war, nur begleitet von seinem einzigen Freunde
Cäsar, dem Schäferhund, in See. Vielleicht gab es an der Küste
von Juan de Nova noch einiges Strandgut zu bergen, dessen Ver-
wertung ihn der Geldsorgen für einige Monate entheben würde.
Die Nacht brach ein, als er landete. Nahe der Küste schlug er sein Zelt
auf, bereitete sein Abendessen und erledigte für Cäsar einen der
Papageitaucher, die durch die Dämmerung neugierig eilten. Un-
heimlich ertönte sein Schuß durch die unendliche Stille.

Kaum war Collin eingeschlafen, als ihn Cäsars gereiztes Bellen
aufweckte. Er hielt Umschau, aber nichts Gefahrdrohendes war zu
entdecken. Dann, wie von einer unwiderstehlichen Macht gezwungen
rasste Cäsar davon und verschwand hinter einem Felsen. Kein Ruf
hielt ihn zurück.

Wohl wußte Collin von den Hunden der Insel. Aber er wußte
nicht, daß die seit Generationen in Freiheit lebenden Hunde von
Juan de Nova sich von ihren in der Gefangenschaft der Menschen
befindlichen Brüdern unter anderem auch dadurch unterschieden, daß
sie nicht bellten. Die Hunde von Juan de Nova hatten das Bellen
verlernt, oder besser gesagt, sie hatten es, die Sprache der Menschen-
knechte, nie erlernt. Sie riefen einander durch ein unheimlich vibrie-
rendes Jaulen, das mit keinem anderen Tierlaut verglichen werden
kann. Manche behaupteten sogar, daß jedes Hunderudel der Insel,
die in genau umgrenzten Jagdreviere eingeteilt sein soll, seine eigene
Sprache hat.

Collin war ein wenig besorgt, als sich Cäsar nicht wieder zeigte.
Aber, der Müdigkeit nachgebend, hüllte er sich in seine Decke und
schief ein. Er träumte, daß sich Cäsars Kopf, seltsam schnuppernd,
und mit seltsam glühenden Augen, über ihn beuge. ... Oder war das
Wirklichkeit?

Als der Morgen dämmerte, geschab das Suchbare. Dies war
kein Traum, sondern entsetzliche Wirklichkeit. Plötzlich war Cäsar,
geisternd und mit bebenden Flanken über ihm, böse knurrend, mit
wulstgleichen Lichtern, seine mächtigen Vorderpfoten gegen Collins
Brust stemmend und ein grimmiges Gebiß der Kehle des Liegenden
nähernd. Gerade konnte der Kapitän noch seinen Revolver hervor-
ziehen. Aber sein Schuß ging fehl. Wieder sprang ihn sein Freund
mit tüchtigen Knurren an. Aber diesmal machte ihn ein mächtiger
Lärm der schweren Seemannsstiefel des Angegriffenen für einige
Augenblicke kampfunfähig. Collin sprang in sein Boot und stieß ab.
Gerade rechtzeitig. Denn, mit einer riesigen Doose als Führer an

der Spitze, wälzte sich nun ein unheimliches Rudel streppiger Köter
mit fließenden Zähnen, ohne einen Laut von sich zu geben, an das
verlassene Zelt heran. Und Collin gewahrte, wie sie sich mit wölfis-
chem Umlaut über Cäsar stürzten und ihn zerfleischten. —

Seit jenem Vorfall ging es mit Collin bergab. Er endete im
Jerenhaus. Denn er hatte allerlei sonderbare Gewohnheiten ange-
nommen, von denen die unerklärlichste die war, daß er, wo er einen
Hand an der Leine gewahrte, diese zer schnitt und sich in fremde Ge-
höfte schlich, um die Wächterhunde von ihren Ketten zu befreien.
(Einzig autorisierte Uebersetzung von Leo Korten.)

Das einzige Oelbergwerk Europas

Ein Wintersonntag in der Heide — Delgewinnung aus Sand
Von P. Havemann

Merkwürdig, daß es in dem Deldorf nur nach Landwirtschaft
und Ackererde riecht — gar nicht nach Del, wie man eigentlich er-
warten müßte. Auch sieht man, wenn man von der Bahnhstation
kommt, noch nichts von Nienhagens Bohrtürmen und Deltants,
sondern nur Bauernhöfe und Wiesen.
Nienhagen nämlich ist der Name des Deldorfes im Hannover-
schen, wo ich an einem nebligen Sonntagmorgen landete. Von der
Bahn fährt eine breite, offenbar stark auf Zuwachs berechnete
Straße nach dem Ort, der sich in einiger Entfernung parallel zu
der Eisenbahnstrecke hinzieht. Längs der Straße ist eine Bohrer-
leitung neu verlegt worden. Links ein Geflügelhof mit unzähligen
weißen Hühnern, rechts Niemanns Gasthof, wo mir der Wirt voll
Stolz erzählte, daß „Jogar“ französische Bankiers hiergewesen seien.

Kaum aber hat man die Dorfstraße gekreuzt, so erblickt man
am Horizont die Bohrtürme. Rechts der neugepflasterten Straße
stehen zwei riesige neue Deltants, davor in einem Schuppen die
Sonntagswache des Betriebes, die mir genau erklärt, welchen Fir-
men alle die Bohrtürme da drüben gehören. Weiter drüben eine
ganz neue Siedlung — vielleicht der Anfang von Nienhagens gro-
ßen Aufschwung. Dann eine einsame Handpumpe mitten auf
freiem Feld. Weiter draußen liegt rechts der Weg ab zu den
Delfeldern. Selbstverständlich ein Schild: „Benutzung dieses Weges
ohne Ausweis strengstens verboten!“ Ich habe ein Dutzend aller
möglichen und unmöglichen Ausweise einstecken — einer wird schon
passen. Aber es kommt gar niemand kontrollieren. Es ist ja Son-
ntag und schlechtes Wetter. Dementprechend auch weit und breit
kein Mensch zu sehen. Auf den Pfützen des sehr zerfahrenen Weges
schillern Deltatropfen in allen Regenbogenfarben. Gespenshaft
bewegen sich die Hebel der Pumpen mit einformigem Klacken. 32
Bohrtürme, darunter fünf ganz neue, erblickt man hier. Wieviel
werden es übers Jahr sein?

Ein ganz anderes Bild bietet Wiese-Steinförde. Es hat seinen
großen Aufschwung schon hinter sich, sind doch schon viele Jahre
ins Land gegangen, seitdem die „Rechtshule“ auf dem Anwesen der
Familie Wallmann Anlaß gegeben hat, in der Erde nachzugruben,
und 1898 bei Pohl der erste Bohrturm errichtet worden war, dem
hald Dutzende andere folgten: Schynder, Nathy, Kaiser, Elwerath
u. a. m. Davon zeugt, daß es in dem Ort von 3000 Einwohnern
Tennisplätze, drei Kaffeehäuser und zwei Hotels gibt. Und was
für Hotels! Das eine, das eine Stechbierhalle „Zur Delquelle“ an-
gegliedert hat, mit Lichtreklame nach der Hauptstraße, das andere
mit einem schönen Kaffeegarten und einer neuen Kaufprechanlage.
Ich lese neben dem Schankstisch im Restaurant folgenden Spruch:

Wir fahren sonder Furcht hinab,
Mit der Gefahr vertraut,
Wir sehn bei unserm Grubenlicht
So manches Menschen Elend nicht,
Vor dem bei Tag uns graut.“

An der Straße große Villen, jenseits der Bahn eine neue Sied-
lung und dazwischen nichts wie Bohrtürme und Deltants, und über
dem ganzen Ort liegt feiner Regen und das Klacken der Pumpen,
hell und rhythmisch.

Ein Teil der Pumpen arbeitet auch Sonntags, und der alte
Arbeiter, der Sonntagswache auf dem Delfeld der „D.E.L.“ hat,
erklärt mir, daß alle sechs Stunden mit den Pumpen gewechselt
wird. Von jeder Pumpstation werden die Pumpen durch Drahtkabel
in Bewegung gesetzt, die zwischen Gelbbahngeleisen über den öldurch-
tränkten Sandboden laufen, und die Pumpen werden umschichtig
angeschlossen. Der Alte weiß viel zu erzählen. Er ist von Anfang
an dabei. Er kann sich an alles noch erinnern. An die ersten Boh-
rungen, an den großen Brand des Nathy'schen Bohrturms im Jahre
1912, an den jetzt stillgelegten Schlämmbetrieb an der Aller und wie
1915 der Delfschacht aufgemacht wurde. Seit 1914 nämlich läßt
„der“ Del — man sagt hier „der“ Del — nach, und die Gewin-
nung wird schwieriger. Die alte Raffinerie an der Straße nach dem
Schacht ist auch eingegangen, aber an der Bahn hat die D.E.L.
ihren Raffineriebetrieb und somit eine Monopolstellung, denn zu

ihre müssen alle anderen Delproduzenten auch kommen. Ihr Gebiet
auch der größte Teil des Delvorkommens im Ort, wo es auch eine
besondere „D.E.L.“-Kantine gibt, die als Wähergehen zwei Bohrer-
türme, einen noch während der Herstellung des Bohrlöches und
einen in Betrieb, zeigt. Ihr gehören auch die sieben großen Tanks
an der Bahn.

Es ist doch gut, daß ich am Sonntag hergekommen bin. Denn
sonst würde es mir wohl nie gelungen sein, als nicht zum Betrieb
gehörender das Gelände des Erdölbergwerks draußen an der Aller
zu betreten. Ich habe auch ein ganz klein wenig schlechtes Genuß-
essen, als ich einfach durch das Tor hereinspazierte. Fünf Minuten Herz-
klopfen, und dann ist es in Ordnung. Man verachtet mir jedoch,
daß ich der einzige Nichtangestellte bin, der je das Bergwerk be-
treten hat.

Der ganze Boden ist von Regen und Del aufgeweicht und der
Amdgang ist kein Genuß. Aber viel zu sehen gibt es — also
Augen auf!

Mit dem Delbergwerk hat es nämlich seine besondere Bewand
mit 200 bis 300 Meter unter Tage wird der ölhaltige Sand abge-
graben, und zwar seit einiger Zeit nach einem neuen, patentierten
Verfahren in voller Stollenbreite, was bisher nicht möglich war.
In den Stollen liegt eine Art Drainage, die das von den Wänden
sickernde Del auffängt. Alles trieft nämlich von Del, besonders die
Kleider der Arbeiter; (und sehr bald die unseren auch; gut, daß wir
uns vorher ungezogen haben!) Der Delfand wird dann in Hunde
verladen und je zwei derselben in einem Förderkorb nach oben ge-
bracht. Sie bringen eine Ausbeute von etwa 120 Kilogramm — 10
v. H. Del. Ueber Tage werden den erhaltene Del wieder zurückgewonnen. Auch
unserer Sachen wandern zum Entlös. (Trotzdem rieche ich noch
tagelang nach Del am ganzen Körper und alle Krugen bekommen
gelbe Ränder.)

Der geförderte Delfand wird nun gesiebt und von den unlös-
lichen Tonbrocken gereinigt. In großen Kesseln wird er dann mit
kochendem Wasser ausgewaschen. Der dabei ausfallende Schlamm
wird nochmals desilliert — man sieht, kein Tropfen geht verloren
— und der Sand kommt, nachdem er in Bunkern abgelagert ist, auf
die Halden, die sich hinter dem Bergwerk aufstürmen und weithin
sichtbar sind. Das Del-Wasser-Gemisch wird durch eine Schiebe-
wand getrennt, und das Del kommt dann in Nachklärbehälter und
schließlich in die elektrische Reinigung. Indem man 500 Volt Strom
durchschickt, werden nämlich die letzten, feinen Schlammteilchen aus-
geschieden. Die Anlage arbeitet Tag und Nacht und ihr Summen
klingt weit über den Werkshof. Der Schlamm, der bei diesen Rei-
nigungsprozessen abfällt, wird mit Preßluft von den letzten Del-
teilchen befreit und dient dann als „Bergverfag“, d. h. zum Aus-
füllen nicht mehr benutzter Stollen. Der ausgehiebene, noch stark
ölhaltige Ton ist absolut unverwendbar und eine üble Last für den
Betrieb.

Mit Stolz wird mir schließlich die Rettungskammer vorgeführt,
eine der modernsten und bestingerichteten in ganz Deutschland.
Glücklicherweise habe man aber noch kaum davon Gebrauch machen
müssen.

Aber dann muß ich gehen, es wird eben antelesonier, einer der
leitenden Ingenieure wolle herüberkommen, es scheint mir ratsam,
mich vorher zu empfehlen. Interessant und lehrreich war es aber
bestimmt, denn Wiese-Steinförde ist das einzige Delbergwerk in
Europa.

Welt und Wissen

Gezeiten und Erdkatakastrophen. Es ist bekannt, daß die durch den
Mond hervorgerufenen täglichen Flutwellen die Erde in Schwin-
gungen versetzen. Das bedeutet keine Gefahr für unseren Planeten,
solange die Dauer dieser Schwingungen nicht mit der sogenannten
Eigenfrequenz der Erde übereinstimmt. Tritt jedoch ein solcher
Fall ein, dann entsteht Resonanz, eine Schwingungsverstärkung,
und es müssen sich Katastrophen ereignen. Durch sorgfältige Be-
rechnungen hat man feststellen können, daß solche Resonanzen im
Laufe der Erdgeschichte ungefähr 18mal aufgetreten sind. Dieses
Zusammentreffen der Schwingungen stimmt sehr gut überein mit
den Erdumwälzungen in den verschiedenen geologischen Formatio-
nen. Bei geologischen Forschungen wird man also auch häufig die
Wirkungen der Gezeitenbewegung, d. h. die Anziehungskraft des
Mondes, berücksichtigen müssen.

Diplomatische Manfchetten. In einer Londoner Wochenchrift
erzählt ein Beamter der englischen Botschaft in Berlin eine lustige
Geschichte von dem früheren britischen Botschafter Lord d'Abernon.
Dieser hatte die Gewohnheit, sich wichtige Aufzeichnungen auf den
Manfchetten seines Hemdes zu machen. „Dft gab es große Ver-
wirrung und Aufregung, weil der Botschafter seine Aufzeichnungen
verloren hatte“, erzählte der Beamte lächelnd. „Wenn dies bekannt
wurde, dann wurde sofort an die Wäscherei telephoniert, und häu-
fig glückte es, die kostbaren Hemden noch zurückzubekommen, bevor
sie gewaschen waren.“